2. Juli 1939 Nummer 149

In freier Stunde

Kameradschaft mit Gisela

Roman von Manfred Scholz

(13. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Alle Rechte vorbehalten: Horn-Verlag, Berlin SW 11.

„Außer Vater habe ich noch zwei unverheiratete Brüder, da gibt es viel Arbeit, wenn nur die kleine Wirtschaft mehr einbrächte ... alle können davon nicht leben."

Mutter Hertwich antwortet darauf nicht.

Und dann sagt Anna wieder: „Ich habe schon immer daran gedacht, daß Paul mit meinem ältesten Bruder ein Fuhrgeschäft betreiben könnte. Das würde sich in unserem Ort lohnen. Eine richtige Verbindung zur nächsten Kleinstadt fehlt noch immer ... ja, ich habe ein wenig gespart, ich könnte beiden etwas Geld zur Verfügung stellen. Ist das nicht ein guter Plan?"

Schweigen.

Plötzlich bemerkt Anna, daß Mutter Hertwich wie im Schmerz die Augen zudrückt, eine hilflose Handbewegung macht und nach einem Halt sucht. Schnell springt sie hinzu und stützt die Mutter. „Was ist Ihnen denn?" sagt sie und ruft schnell eine Taxe herbei.

An diesem Abend, in gemeinsamer Sorge um die Mutter, kommen sich Anna und Gisela näher ... sie sind bald wie Geschwister.

*

In der Folgezeit fährt Walter Grabenhorst wieder öfter nach Karow. Er versucht, auf alle mögliche Art sich Abwechslung zu verschaffen, um über das Liebeserlebnis mit Gisela hinwegzukommen.

An warmen Sommerabenden sitzt er mit der Familie Friebeck auf der Terrasse zusammen — Aufleitner läßt sich jetzt immer seltener sehen, und Helmut scheint sein Bummelleben endgültig aufgegeben zu haben. Irene ist recht besorgt um Walter; mit keinem Wort mehr erwähnt sie diese „dumme Episode", weil sie Walter und sich nicht selbst weh tun will.

Walter bemerkt zwar mit Erstaunen die Verwandlung, die mit Irene vor sich gegangen ist, macht sich aber weiter keine Gedanken darüber ... niemals wird er Irene so lieben können, wie er Gisela geliebt hat, eine Wunde wird ewig bleiben, er weiß das nur allzu genau. Aber die Pflicht gemahnt ihn, den Weg weiter zu gehen, den er nun einmal beschritten hat. Irene weiß das, und sie spekuliert mit viel Glück auf Walters Zuverlässigkeit und Pflichtgefühl.

Sogar Frau Friebeck und Helmut müssen ihre Ansichten über den „Emporkömmling" revidiert haben, obgleich doch die Geschichte mit dem Chauffeur blamabel genug war — beide bemühen sich jedenfalls, höflich und freundlich zu ihm zu sein.

Zu dieser Zeit kehren sogar die Abende wieder, an denen Walter und Irene — wie früher — die Dorfstraße entlanggehen und über ihr zukünftiges Leben plaudern. Irene versucht, Walters Gedankengänge und Wünsche zu erkennen und auf sie einzugehen — wird ihr das zu schwer, denkt sie: Später, wenn wir erst verheiratet sind, wird das ja doch ganz anders. Sie hütet sich natürlich, solche Gedanken preiszugeben.

Beide gehen auch in ernsthafte Theater und Konzerte — Irene ist zu jedem Opfer bereit. Die beginnende Spielzeit bringt eine ganze Flut von Premieren. Irene begnügt sich damit, „dabei gewesen" zu sein, während Walter jeder Theaterabend ein neues Erlebnis bringt. Ist das dargebotene Stück schwach, entschädigt die Darstellungskunst der Schauspieler.

Einmal sitzen sie in der Lindenoper. Da ist für Walter jener „Holländer"-Abend mit Gisela wieder ganz gegenwärtig. Er gibt sich Mühe, Haltung zu bewahren und Irene seine Zerstreutheit nicht merken zu lassen. Ja, er geht nach der Vorstellung sogar auf Irenes Plan ein, noch eine Bar zu besuchen. Vergessen! Ganz gegen seine Gewohnheit nimmt Walter an diesem Abend viel Alkohol zu sich. Er tanzt sogar Tango. Irene kann sich gar nicht genug wundern, weil Walter auf einmal so „anders" ist, sie weiß keine vernünftige Erklärung dafür. Endlich ist er so, wie sie ihn gern haben möchte. Irene ist überglücklich.

Inzwischen rückt der Termin der Hochzeit immer näher. Das Aufgebot ist schon bestellt. Am 1. September gedenken die alten Friebecks nach Buckow überzusiedeln, während die Kinder auf der Hochzeitsreise sind, soll die Karower Villa nach Irenes und Walters Geschmack umgestaltet werden.

„Schön," sagt Walter zu dem Innenarchitekten, der ihm die Pläne vorlegt, „ich bin mit allem einverstanden."

„Aber, Herr Grabenhorst, Sie hatten mir doch versprochen, daß Sie selbst an den Plänen mitarbeiten wollten —!"

„Ja, das war damals," antwortet Walter versunken, „das ist sehr lange her. Machen Sie nur, wie Sie es für richtig halten."

Der Innenarchitekt geht kopfschüttelnd aus dem Zimmer.

Eine Müdigkeit ist in Walter, die er nicht zu deuten wagt. Ihm ist, als ob da im Innern der Brust etwas zersprungen wäre, was sich nicht mehr heilen läßt. Manchmal muß er sich große Mühe geben, um Irene nicht merken zu lassen, wie gleichgültig und kalt ihn die Vorbereitungen zur Hochzeit eigentlich lassen. In solchen Minuten denkt er an Erika Gan-

sert und ihren „Soldaten“. Was für einfache und glückliche Menschen. Beider Ehe wird fast mit nichts beginnen ... und ihm wird alles hingestellt, was er sich wünscht und nicht wünscht. Ja, noch einmal jung sein, ganz von vorn beginnen dürfen.

Karl Friebeck läßt Walter rufen und bespricht einen wichtigen Abschluß mit ihm. Nachher ist noch einmal von den Veruntreuungen die Rede; Walter läßt es keine Ruhe, daß der Bankier seinerzeit so gleichmütig darüber hinweggegangen ist.

„Was wollen Sie, lieber Grabenhorst?“ sagt Friebeck, „Grävitz hat sich in der Buchhaltung ausgezeichnet bewährt. Ich habe keinen Grund, ihm einen Prozeß zu machen. Außerdem hat er die hundert Mark, die er veruntreut hat, pünktlich zurückgezahlt.“

„Hundert Mark? Sie wissen selbst, Herr Friebeck, daß es sich um eine viel größere Summe handelt.“

Dem Bankier ist es sichtlich unangenehm, daran erinnert zu werden. „Lassen Sie doch diese dumme Geschichte endlich einmal ruhen, lieber Grabenhorst!“ antwortet er nervös. „Ich bin ja so froh, daß Helmut endlich zur Einsicht gekommen ist, auch seinen Verkehr mit Aufleitner hat er so gut wie aufgegeben. Es bleibt mir also erspart, zu den äußersten Maßnahmen zu greifen. Wenn sich Helmut bewährt, können wir ihm bald einen leitenden Posten anvertrauen — Sie haben selbst einmal diesen Wunsch geäußert. Ich bin glücklich, wenn ich mich um die Geschäfte nicht mehr zu kümmern brauche und mich in Ruhe zurückziehen kann.“

Nein, Walter versteht es nicht, daß der Bankier bald so und bald so redet, und daß Friebeck die Veruntreuungen verschleiern will, das versteht er erst recht nicht. Ich muß auf eigene Faust versuchen, hinter den Betrug zu kommen, sagt er sich ...

Zunächst ist es nur Grävitz, den er noch immer im Verdacht hat, aber der hütet sich wohl, eine Unvorsichtigkeit zu begehen. Er geht Walter aus dem Wege, wo er nur kann.

Und dann zeigt sich eines Tages eine neue Spur ...

In einem Kaffee in der Friedrichstraße, wo Walter nach Geschäftsschluß gern seine Zeitung liest, bevor er nach Karow fährt, sieht er in einer Ecke Aufleitner mit einer Dame sitzen. Aufleitner kann Walter von seinem Platz aus nicht sehen, da er ihm den Rücken zuwendet.

Walter breitet die Zeitung aus, blickt über deren Rand hinweg zu Aufleitner hinüber ... Donnerwetter, die Dame kenne ich doch, denkt er, dieses auffällige Kleid, das hell gefärbte Haar — natürlich, eine Verkäuferin von Wellenstaedt und Söhne. Sehr aufschlußreich.

Die größte Ueberraschung aber wird ihm bereitet, als noch ein anderer Herr den Raum betritt. Aufleitner freundlichst die Hand reicht ... dieser Herr ist in dem Friebeckschen Bankhaus beschäftigt und genießt uneingeschränktes Vertrauen ...

Die Zeitung zittert in Walters Hand. Dieser neue Verdacht, der da plötzlich in ihm aufsteigt, ist ungeheuerlich, er wirft alle seine bisherigen Kombinationen über den Haufen; wenn nun Aufleitner tatsächlich an dem Betrug mitschuldig wäre? Walter muß sich gewaltsam zur Ruhe zwingen. Erst nach langer Zeit — der gegenüberliegende Tisch ist längst von anderen Personen besetzt worden — kann er sich aufraffen, ebenfalls das Lokal verlassen — —

Walter fährt an diesem Abend nicht nach Karow, obgleich er Sehnsucht verspürt, sich einem Menschen anzuvertrauen. Mit Irene möchte er nicht über Aufleitner sprechen. Das wäre mehr als unklug. Da fällt ihm sein alter Vater ein — vielleicht weiß der einen Rat? — —

Wilhelm Grabenhorst bereitet sein Abendbrot. Er gießt das zischende Wasser in die Teekanne, schneidet Brote und deckt den Tisch. Seit dem Tode seiner Frau ist es einsam um Wilhelm Grabenhorst. Den Sohn sieht er eigentlich nur morgens, wenn er ins Büro geht — — und dann ist der alte Grabenhorst den ganzen Tag allein und beschäftigt sich mit Arbeiten, die eigentlich einer Hausfrau zukommen. Dabei geht die Zeit hin. Die Nachmittagsstunden werden ausgedehnten Spaziergängen gewidmet, und die Abende verträumt er bei seinen Briefmarken. Wenn man alt wird, bedeutet einem die laute Welt nicht mehr viel; man wird bescheiden in seinen Ansprüchen, von Jahr zu Jahr mehr — —

Verwundert, daß Walter zu einer so ungewohnten Stunde heimkommt — das ist lange nicht dagewesen — sagt er: „Was willst du denn?“

Das klingt ein bißchen brummig. Wilhelm Grabenhorst ist so an seine Einsamkeit gewöhnt, daß ihn unerwarteter Besuch zunächst aus der Fassung bringt. Er wartet gar keine Antwort ab, stellt eine zweite Tasse auf den Tisch und sagt einen Ton freundlicher: „Na, das ist ja schön. Dann können wir zusammen Abendbrot essen, das ist lange nicht dagewesen. Aber nachher habe ich keine Zeit, ich muß dringend meine Marken sortieren — du weißt doch, ich habe da noch ein paar „Turn auf Taxische“ ...“

Walter läßt den Vater ruhig erzählen, nickt hin und wieder und spielt mit der Gabel. Bis er endlich Gelegenheit findet, seinen Fall vorzutragen. Vater Grabenhorst war Bürovorsteher bei einem bekannten Rechtsanwalt und Strafverteidiger, er ist also gewissermaßen juristisch belastet. Aufmerksam hört er zu, nimmt gelegentlich einen Schluck von dem dünnen Tee, putzt nachher umständlich seine Brille und zündet sich schließlich eine Zigarre an. Das Abendessen steht unangetastet auf dem Tisch.

„Ja,“ sagt er, nachdem Walter geendet hat, „kriminalistisch ein hochinteressanter Fall, ohne Zweifel — ich glaube, es gibt da noch allerlei Ueberraschungen. Tja, das kenne ich aus der Praxis. Eines steht jedenfalls fest: dieser Herr Aufleitner spielt eine große Rolle in der berichteten Tragi-Komödie. Ja, ich nehme sogar an, es gibt zwischen dem Bankbetrug und dem Münzdiebstahl einen Zusammenhang ...“

„Aber das ist doch unmöglich, Vater. Wie kommst du nur darauf? Dann müßte doch auch Helmut ... Nein, nein, das mag ich nicht glauben!“ Ein Gedanke schaltet sich ein: Warum weigert sich Friebeck, daß der Bankbetrug endgültig aufgedeckt wird? Fürchtet er etwa, daß Helmut da im Spiele steht? Das wäre furchtbar ...

„Wir haben schon manches glauben müssen, was wir zuerst für gänzlich unmöglich gehalten haben. Da habe ich einmal in meiner Praxis eine Sache erlebt ... na, wie lange mag das jetzt her sein ... vielleicht acht Jahre ...! Höre mal zu, Walter, das ist sehr aufschlußreich, geradezu ein Schulbeispiel ...“

Nein, darüber etwas zu erfahren, ist Walter nicht neugierig. Er unterbricht den Vater und kommt sofort auf das eigentliche Thema zurück. Er möchte eine ganz

bestimmte Auskunft haben, möchte wissen, wie er sich einstweilen verhalten soll — —

„Im Augenblick ist da kaum etwas zu machen, da du nicht die geringsten Beweise für deine Vermutungen hast. Ich würde dir also empfehlen, den Mund zu halten und den stillen Beobachter zu spielen. Einmal verrät sich jeder, selbst der gerissenste Junge, das ist eine bekannte Tatsache . . ."

„Wäre es nicht zweckmäßig, der Kriminalpolizei einen Fingerzeig zu geben?"

„Nein, davon rate ich ab. Du kannst so gut wie nichts vorbringen. Beweise — und noch einmal Beweise. Daß ein Angestellter eurer Bank mit Aufleitner Freundschaft pflegt, ist an sich nicht außergewöhnlich."

Walter nickt. Was der Vater da gesagt hat, leuchtet ihm ein. Es wird und muß sich eine Gelegenheit finden, die Betrüger zu überführen. Walter schweigt lange Zeit, ist ganz mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann fühlt er, wie sich die Hand des Vaters auf seine Schulter legt, ganz sanft.

„Ist das alles, was du mir zu sagen hast, Walter?" hört er ihn sagen. „Ich habe seit langer Zeit bemerkt, daß zwischen dir und Irene nicht mehr das alte Verhältnis ist. — Eine andere Frau?"

Walter schnellt herum, blickt dem Vater in die Augen. „Ja . . .", antwortet er dumpf, „doch das ist vorbei . . . Ich darf an Irene und der Friebeckschen Familie nicht zum Verräter werden. Sein gegebenes Wort muß man halten, das ist für mich selbstverständlich. Ich habe viel durchgemacht, Vater — bitte, erlaß es mir darum, das alles noch einmal zu erzählen."

„Das ist auch nicht nötig, mein Junge. Ich kenne das. Die eine liebt man und die andere heiratet man. Ich sehe aber gar nicht ein, warum ‚man' das tut? Was du da von einem gegebenen Wort erzählst, das ist ja sehr schön und gut, und es spricht für dich, wenn du deine einmal gemachten Versprechungen auch einlösen willst. Alles zugegeben. Aber letzten Endes sollte doch das Herz bei allen unseren Handlungen entscheiden . . . Es findet sich selbst aus einem Labyrinth noch ein Ausweg, man muß nur den Mut haben, ihn aufzuspüren . . .!"

*

Um 7 Uhr 38 fährt ab Lehrter Bahnhof der Personenzug Berlin—Wittenberge. Es ist ein kühler, unfreundlicher Morgen, der Sonnenball wagt sich nur selten zwischen dem Wolkendickicht hervor. Gisela fröstelt. Sie zieht den blauen Regenmantel enger an ihren Körper, betritt die Bahnhofshalle, löst eine Karte und steigt dann die Treppe zum Bahnsteig empor. Der zerlederte Koffer, der durch einen Riemen zusammengehalten wird, weil das Schloß nicht mehr funktioniert, ist schwer.

„Na, Frollein", sagt ein Dienstmann und krempelt die Aermel des blauen Kittels auf, — „soll ick Ihnen 'n bisken unter die Arme greifen. Keene Angst, det kostet nischt!"

Schon hat er ihr den Koffer abgenommen und auf die Schulter geschwungen. Nachher setzt er ihn in einem Gepäcknetz eines Abteils dritter Klasse ab. Es ist ein geräumiges Abteil — „Für Reisende mit Tragelasten".

Gisela zückt die Geldbörse, will dem Dienstmann wenigstens eine Kleinigkeit geben. Aber der winkt gönnerhaft ab. „Nee, von Ihnen nehme ick nischt, lassen Se man stecken — — Ihre Taxe muß der nächste Kunde mitbezahlen. Jlückliche Reise, Frollein. Morjen!"

Langsam füllt sich das Abteil. Ein Handlungsreisender, den Hut kühn ins Genick geschoben, nimmt neben Gisela Platz. Er holt ein Stullenpaket aus der Aktentasche und beginnt zu frühstücken; eine Handelsfrau setzt keuchend eine Kiepe ab und verlangt, daß sämtliche Fenster zu schließen seien. Sie sei stark geschwitzt und könne auf keinen Fall Zugluft vertragen.

„Vorläufig fahren wir ja noch gar nicht!" meint der Handlungsreisende und knüllt das Fettpapier zu einem Ball zusammen. —

„Sehr richtig!" läßt sich ein alter Herr im Lodenmantel vernehmen, ohne dabei die Tabakspfeife aus dem Mund zu nehmen. Seine schwieligen Fäuste sind um den Griff eines derben Krückstockes geballt.

(Fortsetzung folgt)

Ein lustiger Bauernstreich

Von Lu Volbehr.

Es war nicht einfach gewesen, das Kalb zu erhandeln. Aber schließlich war man doch mit hin und wider, nach viel Umwegen und Abwegen, von denen man immer wieder auf den Ausgangspunkt hatte zurückkommen müssen, einig geworden.

Der Metzger Hans Kluge aus der nahen Residenz hatte die freudige Aussicht auf das schöne, schlachtreife Kalb. Aber da war noch etwas! Nämlich die Zollstation zwischen den beiden Nachbarländchen! Hans Kluge wußte nicht, wie er es fertig bringen sollte, das Kalb unverzollt heimzubringen. Er hatte keinerlei Absicht, dem Staat aus seinem Geldbeutel von seinem günstigen Kalbshandel einen Verdienst zukommen zu lassen.

Also — ehe er den Kauf durch Handschlag abschloß, verlangte er vom Bauer Michel Schläule, daß er ihm das Kalb ins Haus liefern solle und mit dem Zoll — nun das sei Sache des Verkäufers.

Michel Schläule machte ein einfältiges Gesicht und starrte vor sich hin. Sein Blick war an seinem großen Hofhund hängen geblieben, der vor dem Haus an der Kette lag und seit 9 Jahren das Haus bewachte.

Michel Schläule kratzte sich hinter den Ohren und erklärte, daß er das mit dem Zoll wohl auf sich nehmen wolle, der Herr Hans Kluge müsse ihm aber dann doch noch 5 Gulden darauf legen.

Der Metzger, der wußte, daß der Zoll die 5 Gulden weit übertraf, erklärte sich, allerdings auch wieder erst nach wenn und aber, dazu bereit.

Am nächsten Nachmittag sollte dann Michel Schläule das Kalb abliefern.

Um die Mittagsstunde dieses nächsten Tages kam der Bauer Michel Schläule an den Schlagbaum, schwitzend und stöhnend unter der Last eines schweren Sackes, in dem sich etwas Lebendiges, unzufrieden über diese Art des Transportes, nach Kräften und der Möglichkeit, die der eng verschnürte Sack bot, dagegen wehrte.

Natürlich wurde Schläule vom Zollwächter angehalten, der sich nicht mit der Versicherung des Bauern zufrieden gab, der mit ängstlicher Miene bat, man möge ihm doch glauben, daß er im Sack seinen Kettenhund trüge, den er gestern an den Metzger Hans Kluge verkauft habe. Dabei legte der gute Mann das schwere lebendige Bündel auf den Boden.

„Da müßt ihr euch einen Dummen suchen, der euch das glaubt!" sagte der Zollwächter und pfiff seinen Kameraden, die aus dem Zollwächterhaus heraus kamen.

„Euer Hund müßte so groß sein, wie ein Kalb."

„Ist er, Herr, ist er!"

„Und warum tragt ihr ihn, statt daß ihr ihn an der Kette führt."

„Damit er sich den Weg nicht merkt und dem Metzger nicht auskommen kann."

„Und wann kauft ein Metzger einen Hund, statt ein Kalb?"

„Wenn er einen Hund braucht."

„Nichts da, aufbinden!" befahl der Zollwächter.

„Um aller Heiligen willen, laßt den Sack zu!" harmte der Bauer. Der Zollwächter aber sah in diesem kleinen, krummen Bauern mit dem scheinheiligen Gesicht das lebendige schlechte Gewissen aller niederträchtigen Schmuggler.

„Und ich bind' den Sack nicht auf, ich gewiß nicht!" schwur der Bauer.

Da hieß der Zollwächter seinen Kameraden den Sack aufbinden.

Mit vieler Mühe gelang es den zwei Mann, den sich toll herumwälzenden Sack zu öffnen. Entsetzt fuhren sie zurück, denn

wie der leibhaftige Teufel stürzte das große, schwarze Vieh, der Kettenhund des Bauern Michel Schläule, zähnefletschend hervor und, hatte nicht siehste nicht, an den ganz verdutzten Männern vorbei, im gestreckten Galopp zum Dorf und zum Hof des Bauern.

Der aber stand da, den leeren Sack in den Händen mit einem Gesicht, als ob ihm sein Korn verhagelt worden wäre.

Der Zollwächter aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Wann hat man gehört, daß ein Hund so groß wie ein Kalb in einem Sack geschleppt wird und ein Metzger statt eines Kalbes einen Hund kauft."

Michel Schläule aber machte sich auf, um, wie er sagte, nun den Hund wieder einzufangen, denn er müsse ihn heute noch abliefern in der Stadt. Und nun verlör er den ganzen Nachmittag und es wären doch noch die Kartoffeln auf dem Feld.

Aber ein armer Bauer könnt ja schauen, wie er zu dem seinen käme.

Und da Michel Schläule wirklich eine ganz jammervolle Figur abgab mit dem leeren Sack in den Händen, versprach der Zollwächter, er wolle ihn, wenn er mit seinem Hund wieder käme, unbehindert durch die Zollschranke lassen.

„Wohl, wohl!" sagte Michel Schläule und schlurfte mit krummen Beinen und gebeugtem Rücken, den leeren Sack hinter sich herschleifend, die Landstraße ins Dorf zurück.

Daheim legte er seinen Hofhund wieder schön an die Kette, packte das Kalb in den Sack, verschnürte diesen fest und zog gegen Abend wieder stadtwärts, kam ungehindert durch die Zollschranken und in die Stadt.

Es war wenige Tage nach der glücklichen Ablieferung des Kalbes, als die Zollwächter plötzlich einen großen, schwarzen Hund um die Zollstation streunen sahen. Und sie schworen darauf, daß dies der Hund von dem Bauer Michel Schläule sei.

„Der dumme Kerl! Nun ist der Hund doch dem Metzger ausgekommen und wieder zurückgelaufen. Ein drittes Mal wird er ihn wohl nicht auf dem Buckel in die Stadt schleppen, der dumme Bauer!"

Nun, Michel hätte es schließlich noch ein drittes Mal gewagt, aber er hatte zurzeit kein Kalb mehr zu verkaufen.

Der Ueberfall auf Burgos

Spanische Erzählung aus den napoleonischen Kriegen

Von Franz Heinrich Pohl.

Dort, wo die mächtigen Gebirgsketten Alt-Kastiliens noch einen letzten Ausläufer in die fruchtbare Hochebene entsenden, steht auf phantastisch gezackter Höhe die uralte Burg der Reynaldos. Auf ihr fand an einem Sommertage des Jahres 1808 eine Unterredung zwischen dem Besitzer der Burg Don Manuel de Reynaldo und dem tapferen spanischen General de la Vega de Armijo, einem glühenden Patrioten, statt. Der jüngste Reynaldo, der sechzehnjährige Mariano, lehnte dabei an einem der hohen, spitzbogigen Fenster und blickte in das weite Land hinaus, in dem hügelauf und -ab Getreidefelder wogten, von dunklen Pinienhainen malerisch unterbrochen. Während Marianos Blicke in die Weite schweiften, lauschte er gespannt dem Gespräch der beiden Männer. Einen Ueberfall auf das von Napoleons Truppen besetzte Burgos plante General de la Vega!

„Keine Ahnung haben die Franzosen," erklärte er, „daß ich mit meinen Soldaten schon so nahe bin. Die Schluchten des Gebirges, in die sich kein Feind wagt, verbergen uns vollkommen. Wir könnten uns also vielleicht bis Burgos durchschlagen und es überraschend angreifen. Trotzdem habe ich schwere Bedenken: Die französische Besatzung von Burgos ist wohl viermal so stark wie wir und hält Mauern und Tore unter scharfer Bewachung."

„Man müßte Verbindung mit unseren Leuten in der Stadt aufnehmen", riet Don Manuel, „damit sie die Wachen überrumpeln und uns die Tore öffnen."

„Daran habe ich auch schon gedacht", stimmte der General zu, „aber ich habe unter meinen Leuten keinen, der nicht nur klug, gewandt und vertrauenswürdig genug für den Auftrag ist, sondern auch die Wege nach Burgos, die Stadt selbst und unsere Vertrauensleute dort kennt."

„Nehmen Sie mich, Herr General!", fiel Mariano de Reynaldo dem Offizier stürmisch ins Wort, „ich kenne Weg und Steg wie meine Tasche und war auch schon oft in Burgos, wo mir alle guten Spanier bekannt sind."

General de la Vega betrachtete lächelnd den Jüngling, dessen blaue Augen — ein Erbteil gotischer Ahnen — von Tatenlust leuchteten. Don Manuel aber schüttelte ablehnend den Kopf.

„Du bist zu jung für einen solchen schweren Auftrag, Mariano," sagte er und setzte, zu seinem Gast gewandt, ernst hinzu: „Zwei Söhne sind mir schon im Kampf für Spaniens Freiheit gefallen, Fernando ist seit Monaten verschollen — vielleicht ist Mariano mein letztes Kind!"

Aber der jüngste Reynaldo war hartnäckig. Leidenschaftlich beschwor er seinen Vater und den General, ihn nach Burgos zu schicken, und erreichte endlich ihre Einwilligung.

Mariano de Reynaldo war unangefochten bis an das Haupttor von Burgos gekommen und stand nun in einer Schar von Bauern, die in die Stadt zu gelangen wünschten. Wer einen Passierschein hatte, wurde von den französischen Soldaten ohne weiteres eingelassen, die anderen mußten ein scharfes Verhör über sich ergehen lassen. Ein eleganter junger Leutnant beobachtete mit geringschätziger Miene die spanischen Männer und Frauen, die ängstlich bemüht waren, sich den Soldaten verständlich zu machen. Da fiel sein Blick auf Mariano.

„He, Bursche, komm her," rief er in schlechtem Spanisch und musterte aufmerksam die schlanke Gestalt, das feingeschnittene Gesicht des Jünglings, der unter seinen bäuerlichen Nachbarn sogleich auffiel, „du bist der Sohn eines Edelmanns?" fragte er.

Mariano, der geglaubt hatte, als junger Bauer mit durchschlüpfen zu können, war nun zu stolz, um zu lügen. „Jawohl", antwortete er mit heller Stimme, „Ich heiße Mariano de Reynaldo."

„Und was hast du in Burgos zu suchen?" forschte der Offizier weiter.

„Ich will meine kranke Tante besuchen." Tatsächlich lebte in Burgos eine Schwester seines Vaters, die leidend war.

Der Leutnant dachte einen Augenblick nach. „Hast du Brüder in der spanischen Armee?"

Marianos Haltung wurde noch straffer, seine Miene noch stolzer: „José und Ramon sind gefallen. Fernando ist verschollen."

Der junge Offizier sagte ein paar Worte zu dem in seiner Nähe stehenden Korporal, der Mariano in barschem Ton befahl, ihm zu folgen. Mariano erschrak. Durfte er nicht einmal seinen Namen und die seiner Brüder nennen? Er hatte nicht lange Zeit zu überlegen, denn die Franzosen untersuchten ihn von Kopf bis Fuß und brachten ihn dann, obgleich sie nichts Verdächtiges bei ihm gefunden hatten, in eine hoch über den Fluß Arlanzon gelegene kleine Kapelle, deren Tür sie verschlossen. Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich Marianos. Was wurde aus dem Auftrag, den er übernommen hatte? Wenn er aus der Kapelle nicht herauskam, konnte er die Patrioten nicht benachrichtigen, und der für heute nacht geplante Angriff des Generals de la Vega würde von den Franzosen blutig zurückgeschlagen werden! Mariano stürzte zur Tür, versuchte sie zu öffnen. Aber es half kein Rütteln, denn das kunstvoll gearbeitete Schloß gehorchte nur dem zu ihm passenden gewaltigen Schlüssel. Der Gefangene blickte zu den hochgelegenen bunten Fenstern hinauf, durch die der letzte Tagesschein in die Kapelle fiel. Das eine Fenster ging auf eine Straße hinaus, in der er zahlreiche französische Soldaten beobachtet hatte. Und das andere befand sich, wie er wußte, über den steilen Felsen des Flußufers. Es gab kein Entrinnen!

Mariano kniete vor dem Altar und betete. Aber seine Gedanken irrten immer wieder ab und kreisten qualvoll um den Auftrag des Generals de la Vega. Gab es denn wirklich keine Möglichkeit, aus der Kapelle zu entkommen? Plötzlich stand Mariano auf, bekreuzte sich und schritt die Stufen des Altars hinauf. Auf ihm lag nur noch eine schmucklose Decke, denn die Franzosen hatten die silbernen Leuchter und kostbaren Kultgeräte gestohlen. Mariano nahm die Altardecke behutsam herunter, hielt sie einen Augenblick zögernd in den Händen und begann sie dann in lange Streifen zu zerreißen ... Als der Mond hinter der Kathedrale von Burgos, diesem gotischen Wunderwerk, aufstieg, der Lärm in den Straßen der Stadt verstummte und nur noch die Schritte der französischen Wachen zu hören waren, öffnete sich das hoch über dem rasch dahinströmenden Flusse gelegene Fenster der Kapelle S. Esteban. Die schlanke Gestalt eines Jünglings wurde sichtbar, der forschend in die Tiefe blickte. Dann verknüpfte er ein langes Seil am Fensterrahmen und schwang sich hinaus. Gewandt glitt er hinab, faßte auf einem Felsvorsprung Fuß und verschwand. — Bei Tagesanbruch zogen nach Ueberrumpelung der völlig überraschten Franzosen die Truppen General de la Vegas in Burgos ein. Neben dem General ritt Mariano de Reynaldo. Als sie über die Arlanzon-Brücke kamen, wies Mariano auf die hoch über dem felsigen Ufer aufragende kleine Kapelle. Aus dem einzigen sichtbaren Fenster hing ein langes, schmales Tuch, das lustig im Winde flatterte.